

beziehungswweise

MAY 2019

INFORMATIONSDIENST DES ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS FÜR FAMILIENFORSCHUNG WWW.OIF.AC.AT

INHALT

- | | |
|---|---|
| <p>1 STUDIE Demenz und Familie:
„Nicht nur für schöne Tage“
Studie zur Erlebenswelt von Angehörigen</p> | <p>6 THEMA „Lesen auf der Pirsch“
Jugendliche lesen heute nicht weniger, aber anders</p> |
| <p>5 SERIE Wussten Sie, dass ...
... Väter und Mütter flexible Arbeitsmodelle völlig unterschiedlich nutzen?</p> | <p>8 SERVICE termin: Kinderschutz – Entwicklungen und Perspektiven
publikation: Wandel der Familienstrukturen
termin: Altersbilder und Sorgestrukturen neu denken</p> |

STUDIE

Demenz und Familie: „Nicht nur für schöne Tage“

Studie zur Erlebenswelt von Angehörigen

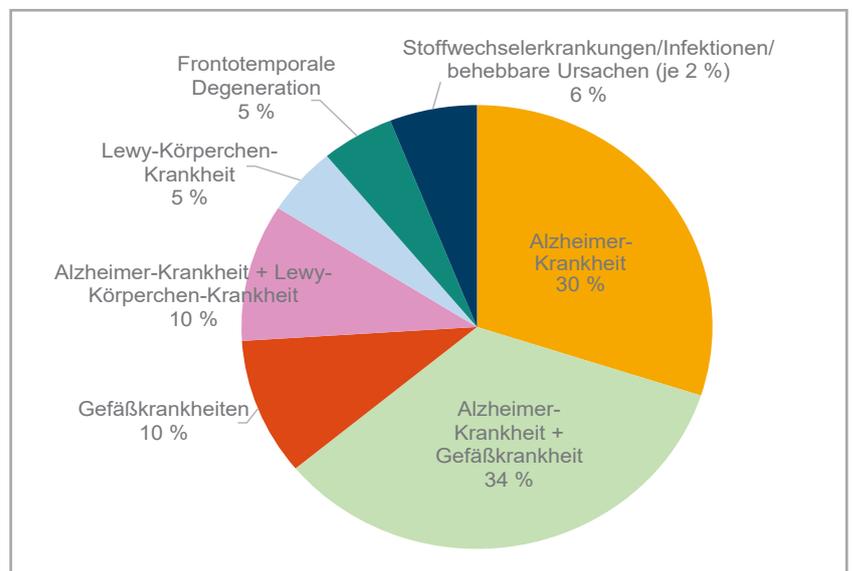
VON CHRISTINE GESERICK UND SABINE BUCHEBNER-FERSTL

Demenzielle Erkrankungen sind in den letzten Jahren zunehmend in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Was früher oftmals als „typische Alterserscheinung“ abgetan wurde, wird heute als demenzielle Krankheit erkannt. Sie zeigt sich als neurokognitive Störung und kann verschiedene Ursachen und Ausprägungen haben. Am bekanntesten und am weitesten verbreitet ist die Alzheimer-Krankheit. Aber auch Gefäßkrankungen und Infektionen können eine demenzielle Krankheit auslösen (siehe Abbildung). Mit dem kontinuierlichen Anstieg der durchschnittlichen Lebenserwartung erkranken immer mehr Personen an Demenz. Der Österreichische Demenzbericht 2014 (Höfler u. a. 2015) nennt die Zahl von etwa 130.000 Personen und prognostiziert eine Verdopplung bis zum Jahr 2050.

Wenn die erkrankte Person oder ihr Umfeld ihre geistige Verwirrung spürt und eine Demenz diagnostiziert wird, stellt sich bald die Frage, wer sie im Alltag zunächst unterstützt und später betreut und pflegt. Übernimmt man als Kind, Partner/in, Schwester/Bruder selbst die Pflege?

Soll eine Personenbetreuung (eine sogenannte „24-Stunden-Betreuung“) engagiert werden? Oder kommt eine stationäre Unterbringung in Frage?

Abbildung: Ursachen für eine Demenzerkrankung



Quelle: Kurz u. a. (2016: 9), basierend auf Schneider u. a. (2007); eigene Darstellung ÖIF

Die Demenz-Diagnose wirft viele Fragen auf und ist für die Familienangehörigen mit einer Palette an Herausforderungen und oft nachhaltigen Veränderungen im Familiensystem und in der Gestaltung des Alltags verbunden.

Die Studie

Eine neue Studie des ÖIF „Demenz und Familie“ (Bucheberner-Ferstl und Geserick 2019) hat untersucht, was die Erkrankung im Familienkontext bedeutet, wenn ein Elternteil oder der Partner beziehungsweise die Partnerin erkrankt: Was ändert sich in diesen Beziehungen und im weiteren Familiengefüge? Wer übernimmt die Sorgearbeit und warum? Wo liegen die Grenzen der empfundenen Verantwortlichkeit? Und welche Tipps würde man anderen Angehörigen mit auf den Weg geben? Die empirisch qualitativ angelegte Studie gewährt einen Einblick in die Lebensrealitäten von Familienangehörigen von Demenzpatient/innen in unterschiedlichen Familienkonstellationen und Betreuungsarrangements. In verschiedenen Regionen Österreichs wurden 2018 insgesamt 17 Leitfaden-Interviews mit Personen geführt, die für einen Familienangehörigen Verantwortung übernommen haben – entweder im familialen Pflege-setting oder auch, wenn die Person im Pflegeheim lebt. An der Studie haben Frauen und Männer im Alter zwischen 17 und 85 Jahren teilgenommen, die (allein oder mit anderen) für ihre/n Partner/in, ihre Eltern, Schwiegereltern oder Großeltern sorgen.

Wahl des Pflegearrangements

In der Stichprobe leben aktuell acht der 17 Personen mit der erkrankten Person zusammen und sorgen für sie. In allen Fällen hat man auch schon vorher zusammengelebt, das heißt, man behält die Situation bei und kümmert sich nun verstärkt, manchmal unter Zuhilfenahme einer 24-Stunden-Betreuung (das betrifft vor allem ältere Paare) oder mobiler Dienste. In unserer Studie zeigte sich, dass die Pflege im Familienverband vor allem dann als zufriedenstellend (im Sinne der besten Wahl) erlebt wird, wenn sich Familienmitglieder gegenseitig unterstützen und sich mit der Rolle als pflegende Angehörige gern identifizieren. Umgekehrt ist in diesem Zusammenhang das nicht reflektierte „Hineinrutschen“ in die Pflegetätigkeit problematisch, wie dies eine Interviewpartnerin formulierte. Sie pflegt schon seit vielen Jahren ihren mittlerweile hochbetagten Schwiegervater und bringt ihr Bereuen zum Ausdruck, dass sie die Pflege damals übernommen hat, obwohl sie dies eigentlich nicht wollte. Sie sei „einfach zu gutmütig gewesen“. Während ihr Mann und andere Familienmitglieder ihre Erwerbstätigkeit beibehalten haben, hat sie ihre

Karrierewünsche hintenangestellt und leidet nun unter der Situation, „wie angebunden“ ganztägig zu Hause zu sein.

Sechs Interviewpartner/innen haben davon berichtet, warum sie sich für das Arrangement einer 24-Stunden-Betreuung entschieden haben, bei der ein/e sogenannte/r Personenbetreuer/in mit im gemeinsamen Haushalt lebt. Dabei spielen vor allem drei Gründe eine Rolle: (1) Die allein lebende Person kann nicht mehr alleine gelassen werden, (2) die familiäre Betreuung ist (zum Beispiel aufgrund einer eigenen Erkrankung) nicht mehr zu bewältigen oder (3) andere Betreuungsalternativen – insbesondere ein Pflegeheim – werden abgelehnt, entweder von der erkrankten Person selbst oder von deren Angehörigen. Als positive Aspekte der 24-Stunden-Betreuung werden die damit verbundene Entlastung, die Professionalität der Fachkräfte sowie die sich entwickelnde familienähnliche Beziehung zur Betreuungsperson angeführt. Zu den negativen Erfahrungen zählen die Schwierigkeit, „den/die Richtige/n“ zu finden, mangelnde Akzeptanz durch die erkrankte Person, fragwürdige Betreuungsqualität sowie – wenn der/die Angehörige ebenfalls im Haushalt lebt – vor allem die Notwendigkeit, sich mit einer fremden Person im eigenen Haushalt arrangieren zu müssen. Die weit verbreitete Vorstellung „Lieber daheim als im Heim“ war auch in den hier durchgeführten Interviews erkennbar, und die befragten Personen brachten zum Ausdruck, dass das Heim quasi die „letzte Option“ sei. So war bei denjenigen, die ihre/n Angehörige/n schließlich doch in einem Pflegeheim unterbrachten, jeweils eine langjährige familiäre Pflege vorausgegangen. Die Übersiedelung erfolgte mitunter zu einem Zeitpunkt, als die Kapazitäten der Angehörigen bereits deutlich überschritten waren. Die Gründe für eine Übersiedelung ins Pflegeheim waren schließlich folgende: (1) die familiäre Betreuung ist nicht mehr zu bewältigen beziehungsweise zu verantworten, (2) die betreute Person lehnt den betreuenden Angehörigen ab oder (3) finanzielle und organisatorische Gründe (zum Beispiel fehlende Räumlichkeiten für eine/n Personenbetreuer/in).

Neue Rollen und Rollenenumkehr

Welche Veränderungen erleben die Angehörigen im Familiensystem? Danach gefragt, erzählen die Interviewpartner/innen in verschiedener Hinsicht von einem neuen Rollengefüge. Das kann zum Beispiel die Generationenbeziehungen betreffen. Dies ist der Fall bei der 49-jährigen Interviewpartnerin Theresa, deren Partner und Vater ihrer drei Kinder nach einem Schlaganfall demenz wurde. Sie erzählt, dass ihr Mann nicht nur seinen Beruf aufgeben, sondern



Bucheberner-Ferstl, Sabine; Geserick, Christine (2019): Demenz und Familie. ÖIF Forschungsbericht Nr. 30. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.

auch seine Position als ebenbürtiger Partner und erziehender Vater einbüßen musste. Als sie einmal verweist und ihr Mann mit den Kindern alleine ist, kann er seine Fürsorgepflicht nicht voll erfüllen. Ihm ist nicht bewusst, dass er für die Mahlzeiten verantwortlich ist und auch derjenige sein sollte, der die Kinder an das Duschen und Zähneputzen erinnern muss („Er hat eigentlich gar nicht gewusst, was die Kinder in dem Alter können und was nicht“). So sagt sie, dass sie ihren Partner manchmal eher „wie ein weiteres Kind“ wahrnimmt – die Generationenbeziehungen haben sich umgekehrt, denn auch ihre Kinder bekommen mit, dass ihr Vater an elterlicher Autorität eingebüßt hat, wenn es um Entscheidungen und Fürsorge geht. Besonders für jüngere Kinder kann diese Rollenumkehr schwierig und verwirrend sein, weil sie die Krankheit noch gar nicht voll erfassen können und ihre Eltern als Vorbild, nicht als hilfebedürftige Personen wahrnehmen können/möchten. Theresa erzählt: „Der Kleine hat oft gesagt, ‚Ja, Mama, ich hab dem Papa sagen müssen, es ist Mittag, wir müssen jetzt was zum Essen kochen‘. Also manchmal hab ich nicht gewusst, sind die Kinder die, die auf ihn aufpassen, oder ist doch der Papa der, der schaut, dass nichts passiert?“

Auch eine Rollenumkehr im Geschlechterkontext war zu beobachten, und zwar in Paarbeziehungen. Vor allem bei denjenigen, die eine recht strikte (und traditionelle) Rollenaufteilung gelebt hatten, zieht die Erkrankung nach sich, dass – etwas zugespitzt formuliert – pflegende Frauen sich in den Bereich der Familien-Financen einarbeiten müssen oder eine Erwerbsarbeit aufnehmen und pflegende Männer das Kochen erlernen müssen, weil diese Bereiche vorher ihrem/ihrer Partner/in exklusiv zugeordnet waren und der/die es nicht mehr kann. So erzählt zum Beispiel der 79-jährige Arnold: „Und dann hab ich schon gesehen, dass meine Frau Probleme kriegt mit dem Kochen, dass sie also die Einzelteile zu einem Ganzen nicht mehr zusammenfügen konnte. Und das hat ein Problem gebracht, weil sie war ja da im Grunde genommen die Chefin. Und sie hat ja gewusst, wie es geht und so weiter, und ich war ja eher der Nichtwissende.“

Kontinuitäten im Familiensystem

Doch eine Demenzerkrankung zieht nicht unbedingt grundlegende systemische Veränderungen nach sich. Vielmehr zeigen die Fallbeispiele, dass bestehende Konstellationen nicht grundlegend verändert werden, sondern dass diese weiterbestehen oder sich durch die neue Situation in neuem Licht zeigen oder sich intensivieren. Das betrifft positive wie negative Familien-Konstellationen.

So können sich enge Beziehungen unter den Helfenden vertiefen, weil man sich als funktionierendes „Team“ erlebt. Es können aber auch bereits bestehende Konflikte an Brisanz gewinnen. Hier wurden auffallend oft schwierige Beziehungen unter erwachsenen Geschwistern thematisiert, deren Eltern an Demenz erkrankten. Meist ging es um „aufpoppende“ Konflikte, wie es eine Interviewpartnerin formulierte. Das heißt, Kränkungen, die vielleicht bis in Kindertage zurückreichen, kommen durch die belastende Familiensituation wieder an die Oberfläche. Berichtet wurde von erlebten Benachteiligungen im emotionalen und finanziellen Bereich (Eifersucht auf bevorzugte Geschwister, Erbschaft, Hausüberschreibung), die sich darin äußerten, dass entweder um die Pflege gestritten wurde (Wer darf die Eltern zu sich holen?) oder ganz im Gegenteil die Pflegeverantwortung abgelehnt wurde („Ihr habt das Haus gekriegt und ihr müsst das machen“).

Warum man Verantwortung übernimmt

Wie kommt es dazu, dass man sich entschließt, für eine/n Angehörigen die Sorgearbeit zu übernehmen, sei es aktiv pflegerisch-betreuerisch oder auch organisatorisch, wenn die Person noch alleine leben kann oder auch in einem Heim untergebracht ist? Rutscht man „nur hinein“, wie das die oben zitierte Interviewpartnerin formuliert hatte? Eine genauere Analyse zeigte, dass die Übernahme von Verantwortung verschieden motiviert ist. Oft gibt es mehrere Gründe nebeneinander und nicht nur einen Grund. Am häufigsten wurde eine ethisch-normativ verspürte Verpflichtung artikuliert. Es sei „selbstverständlich“, hilfebedürftigen Familienangehörigen aktiv zur Seite zu stehen. Der 79-jährige Arnold meint, schließlich habe man sich bei der Eheschließung versprochen, „nicht nur für schöne Tage“ füreinander da zu sein. Er hat seine bettlägerige, schwer demente Frau bis zu ihrem Tod zu Hause gepflegt, gemeinsam mit einer 24-Stunden-Betreuung. Auch eine emotionale Verbundenheit ist entscheidend für die Übernahme von Verantwortung, wobei in zwei Fallgeschichten diese Verantwortung sogar aktiv eingefordert wurde, weil die Pfl egetätigkeit eines anderen Familienmitglieds als nicht ausreichend wahrgenommen wurde („Ich krieg‘ es nicht übers Herz, da zuzuschauen“). Interessanterweise war es in beiden Fallgeschichten eine Mutter-Tochter-Söhne-Konstellation, in der jeweils die interviewte Tochter die Fürsorge ihrer Brüder als unzureichend empfand. Im einen Fall waren die Brüder dankbar, dass sich die Schwester statt ihrer engagierte, im anderen Fall gibt es unter den Geschwistern sogar einen Rechtsstreit darüber, wer die Sachwalterschaft übernimmt und wo die Mutter wohnen soll. Eine weitere gängige Formulierung ist, dass man als Pflegende/r „etwas

Zu den Autorinnen

Dr. Christine Geserick ist Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien.

Dr. Sabine Buchebner-Ferstl ist Psychologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien.

zurückgeben“ möchte, zum Beispiel, weil die im selben Haus wohnende (Schwieger-)Mutter früher die Kinder (mit)versorgt hatte. Das Zurückgeben wird vor allem im Sinne intergenerationaler Solidarität erwähnt, aber auch von pflegenden Partner/innen wurden Aussagen gemacht, die darauf hindeuten, dass die Übernahme der Pflege in einer Partnerschaft durchaus mit rückblickenden Überlegungen im Sinne einer emotionalen „Bilanz“ (Wie war unsere Ehe?) verbunden sein kann („Meine Frau ist auch immer für mich da gewesen“). Schließlich kann auch ein empfundenes Pflichtgefühl gegenüber Dritten den Ausschlag geben. Dies war etwa der Fall bei einer Interviewpartnerin mittleren Alters, die ihren Schwiegervater pflegt. Sie begründet diese Entscheidung mit den Worten, sie habe es „aus Liebe zu (ihrem) Mann“ getan.

Grenzen der Verantwortung

Die Grenzen der eigenen Pflēgetätigkeit ziehen die Angehörigen an unterschiedlichen Stellen, vom Verzicht auf regelmäßigen Kontakt, Rückzug aus Gesprächen bis hin zum Wechsel des Betreuungsarrangements, damit man zum Beispiel nicht mehr alleine verantwortlich ist. Es wurden unterschiedliche Gründe genannt. Neben eher sachlich-strukturellen Gründen (zum Beispiel eigene Erwerbstätigkeit und Notwendigkeit dauernder Präsenz – „Was ist, wenn was passiert?“), die ein anderes Betreuungsarrangement erfordern und damit die eigene Pflēgetätigkeit einschränken, sind (1) die eigene psychosoziale Gesundheit und (2) die Beziehungsebene zwischen der pflegenden und der erkrankten Person von Bedeutung. So kann die eigene psychische oder körperliche Anstrengung (zum Beispiel „ständig genervt sein“, aber auch: den Partner nach einem Sturz nicht mehr alleine aufheben können) nach sich ziehen, dass nach einem Heimplatz Ausschau gehalten wird. In Hinblick auf die Beziehungsebene können beispielsweise alte Konflikte und Verletzungen oder auch der Schmerz, dass man vergessen wird, dazu führen, dass die Betreuungs- und Pflēgetätigkeit eingeschränkt wird. So zeigt sich insgesamt, dass die Definition der eigenen Grenzen durchaus mit der Persönlichkeit der hilfebedürftigen Person und der Beziehungsqualität in Verbindung gebracht wird: „Je nachdem, wie das Verhältnis ist“, meint eine Interviewpartnerin auf die Frage, ob Kinder ihre Eltern pflegen sollten. Sie selbst hat sich aus ihrer Verantwortung dem Vater gegenüber freigesprochen, denn das Verhältnis zwischen ihnen sei nie besonders gut gewesen, er selbst hat sich nach der Trennung von der Kindsmutter nur wenig um sie gekümmert.

Ratschläge für andere Betroffene

Die meisten Ratschläge für andere betroffene Angehörige finden sich zum Thema, dass externe Hilfe essenziell sei. Eine Interviewpartnerin sagt, man solle „nur ja nicht glauben, man schafft es allein“. Einige pflegende Angehörige berichten, dass sie selbst schon psychosomatische Krankheiten entwickelt hätten und erkennen in der Rückschau, dass sie zu spät Unterstützung geholt hätten. Sie raten deshalb zu einem früheren Handeln. Auch in anderen Zusammenhängen ist das Wort „früher“ sehr dominant in den Ratschlägen: „früher Hilfe annehmen und nicht so stur sein“, „früher in ein Heim bringen“ oder „früher Hilfe annehmen und früher reagieren“. Ein frühes Agieren diene nicht nur der eigenen Gesundheit, sondern auch dem Wohl der erkrankten Person, das wurde ebenfalls betont. Hole man sich nämlich früher Hilfe und Information, könne man mit der erkrankten Person besser umgehen und ihr Verhalten besser einordnen, vor allem wenn es um aggressives Verhalten geht, das häufig in der Anfangsphase auftritt. Außerdem wurden Ratschläge formuliert, die als Annehmen der Situation klassifiziert werden können. Es geht darum, einen „entspannten Zugang“ zu haben, auch mal die Dinge „mit Humor zu nehmen“ und „das Beste draus zu machen“; ebenso wie man Druck vom sozialen Umfeld nicht zu ernst nehmen sollte, wenn den Familienangehörigen etwa vermittelt wird, dass eine Heimunterbringung nicht angemessen wäre. Denn nach wie vor ist der Grundsatz „Lieber daheim statt Heim“ eine dominante Norm, sowohl gesellschaftlich als auch bei den pflegenden Angehörigen, das wurde in den Interviews sichtbar. ■

Kontakt

christine.geserick@oif.ac.at

sabine.buchebner-ferstl@oif.ac.at

Publikation

Buchebner-Ferstl, Sabine; Geserick, Christine (2019): Demenz und Familie. ÖIF Forschungsbericht Nr. 30. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.

Termin

Die Ergebnisse der Studie werden im Rahmen der Veranstaltungsreihe des ÖIF „Familie 3.0“ von den Autorinnen präsentiert.

Datum: 14. November 2019, 15 bis 18 Uhr

Ort: Universität Wien, Juridicum, 1010 Wien, Schottenbastei 10–16 (Dachgeschoß)

Anmeldung: familie.3.0@oif.ac.at

Wussten Sie, dass ...

... Väter und Mütter flexible Arbeitsmodelle völlig unterschiedlich nutzen?

INFORMATIONSDIENST WISSENSCHAFT (idw)

Frauen und Männer mit Kindern nutzen flexible Arbeitsmodelle wie Gleitzeit, Vertrauensarbeitszeit und Homeoffice unterschiedlich: Während die Väter sehr viel mehr Zeit in den Job stecken, machen Mütter etwas mehr Überstunden, vor allem nehmen sie sich aber deutlich mehr Zeit für die Kinderbetreuung.

Damit hilft flexibles Arbeiten zwar bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, es kann zugleich aber auch die klassische Rollenverteilung zwischen Frauen und Männern festigen oder sogar verstärken. Dagegen helfen könnten klarere Regelungen, etwa eine Zeiterfassung im Homeoffice, und stärkere Anreize für Väter, sich ausführlicher um ihre Kinder zu kümmern. Mehr Freizeit haben weder Mütter noch Väter durch flexible Arbeitszeiten. Das zeigt eine Studie von Yvonne Lott, Gender- und Arbeitszeitforscherin am Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut (WSI) der Hans-Böckler-Stiftung.

Anhand von Daten aus 1999 bis 2016 des deutschen Sozio-oekonomischen Panels, einer ausführlichen Befragung, an der mehrere tausend Haushalte teilnehmen, hat WSI-Wissenschaftlerin Lott ermittelt, wie viel Zeit am Ende auf Erwerbsarbeit, Kinderbetreuung und andere Aktivitäten entfällt.

Homeoffice

Mütter, die im Homeoffice arbeiten, kommen demnach in der Woche auf drei Stunden mehr Betreuungszeit für die Kinder als Mütter, die nicht von zu Hause arbeiten können. Zugleich machen sie eine zusätzliche Überstunde im Job. Bei Vätern sieht es anders aus: Sie machen im Homeoffice mehr Überstunden – wöchentlich zwei mehr als Väter ohne Heimarbeit – nehmen sich aber nicht mehr Zeit für die Kinder.

Selbstbestimmte Arbeitszeiten

Noch mehr zusätzliche Überstunden, nämlich wöchentlich vier, machen Väter, die völlig frei über ihre Arbeitszeiten entscheiden können. Bezahlt wird davon nur ein relativ kleiner Teil, die sichtbare Präsenz dürfte sich aber positiv auf Karrierechancen auswirken, vermutet die Wissenschaftlerin. Um die Kinder kümmern sich Väter mit derartiger „Vertrauensarbeitszeit“ hingegen sogar geringfügig weniger lang als Männer mit Kindern und festen Arbeitszeiten. Haben Mütter selbstbestimmte Arbeitszeiten, widmen sie der Erwerbsarbeit wöchentlich eine knappe Stunde mehr als Mütter

mit festen Arbeitsstunden. In die Zeit mit Kindern fließen bei ihnen anderthalb Stunden zusätzlich.

Zusätzliche Erholungszeit, also etwa für mehr Schlaf, individuell gestaltete Freizeit oder Sport, haben Beschäftigte mit Kindern im Haushalt durch flexible Arbeitszeiten generell nicht. Lotts Fazit ist eindeutig: „Einen Freizeitgewinn mit flexiblen Arbeitsarrangements gibt es weder für Mütter noch für Väter.“

Schattenseite der Flexibilität

Grundsätzlich führen flexible Modelle also bei beiden Geschlechtern im Schnitt zu längeren Arbeitszeiten im Job, zeigt Lott. Bei Männern sei dieser Effekt deutlicher ausgeprägt als bei Frauen. Wobei letztere gleichzeitig mehr Zeit für die Kinder aufwenden und so häufig doppelt belastet sind. Der Abstand zwischen den Zeiten, die Mütter und Väter jeweils mit Erwerbstätigkeit und mit Kinderbetreuung verbringen, wächst mit der Flexibilität der Arbeit. Flexibles Arbeiten, das als wichtige Hilfe bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf gilt, hat damit durchaus eine Schattenseite, warnt die Forscherin: Ohne bessere Leitplanken als es sie heute in vielen Unternehmen gibt, kann es die traditionelle Rollenverteilung befördern.

Hier sind die Sozialpartner gefragt: Eine „lebenslauforientierte Personalpolitik“ würde Beschäftigten in privat besonders belastenden Phasen mehr Luft verschaffen. Führungskräfte sollten überkommene Rollenbilder und die Vorstellung infrage stellen, lange Präsenz im Betrieb sei gleichbedeutend mit hoher Motivation. Dafür könnten Unternehmen Schulungen anbieten. Schließlich sollten klarere Regeln für Homeoffice und selbstbestimmte Arbeitszeiten geschaffen werden, um Selbstausbeutung zu verhindern, rät Lott. Da, wo völlig autonom oder zu Hause gearbeitet wird, kann auch eine Zeiterfassung helfen, die Überstunden begrenzt. In Betrieben mit Betriebsrat könnten die Arbeitnehmervertreter dazu Regeln aushandeln, die für alle gelten. ■

Kontakt

yvonne-lott@boeckler.de

Quelle

Informationsdienst Wissenschaft (idw) – Original-Meldung (ungekürzt): <https://idw-online.de/de/news711548>. Mit freundlichen Genehmigung des idw.

Publikation

Lott, Yvonne (2019): Weniger Arbeit, mehr Freizeit? Wofür Mütter und Väter flexible Arbeitsarrangements nutzen. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut in der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf (WSI Report, 47). Download: https://www.boeckler.de/pdf/p_wsi_report_47_2019.pdf

„Lesen auf der Pirsch“

Jugendliche lesen heute nicht weniger, aber anders

VON CHRISTINE GESERICK

Der Einzug digitaler Medien in den jugendlichen Alltag führt häufig zur Vermutung, dass Jugendliche heute weniger Bücher lesen würden als noch vor ein paar Jahren. Doch Studien widerlegen dies. Was sich jedoch geändert hat, ist die Art des Lesens – bei Jugendlichen genauso wie bei Erwachsenen.

Stabiler Buchkonsum

Die aktuellen Zahlen der deutschen JIM-Studie 2018 (JIM = Jugend, Information, Medien) vom Medienpädagogischen Forschungsverband Südwest MPFS legen nahe, dass Jugendliche ihren Bücherkonsum in den letzten 20 Jahren nicht eingeschränkt haben. Die seit 1998 jährlich durchgeführte repräsentative Umfrage zum Medienkonsum 12- bis 19-Jähriger in Deutschland dokumentiert einen stabilen Anteil der regelmäßigen Leser/innen. Rund 40 % greifen regelmäßig (d. h. „täglich oder mehrmals pro Woche“) zu einem gedruckten Buch. Dabei geht es um das Lesen in der Freizeit; das Lesen von Schulbüchern wurde ausgeklammert (MPFS 2018: 18).

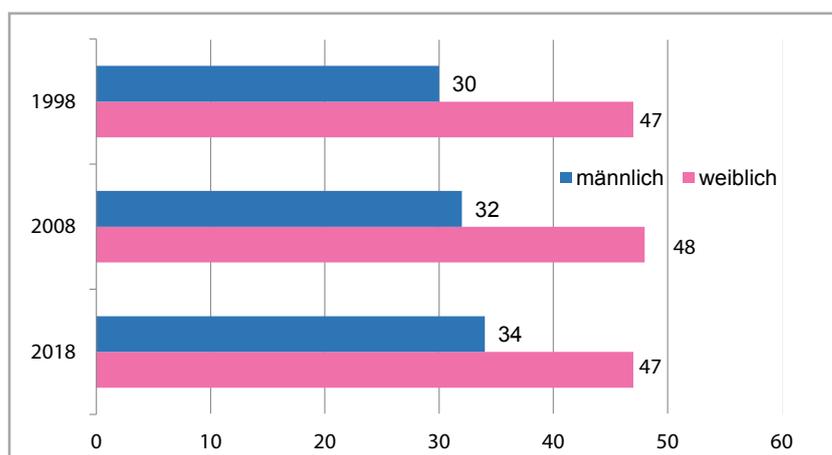
Wie verhält es sich mit den lesenden Jugendlichen in Österreich? Ähnlich angelegt wie die JIM-Studie, aber in einem geografisch kleineren Rahmen, lässt die Education Group seit 2008 alle zwei Jahre Daten zur Mediennutzung von 500 oberösterreichischen Jugendlichen im Alter zwischen elf und 18 Jahren erheben, zuletzt 2017 (Pfarrhofer 2018). Auch diese Studie kommt zu dem Schluss, dass die Buchlektüre nicht an Attraktivität eingebüßt hat. Auf die Frage, wie gerne sie Zeitschriften und Bücher lesen, antworten 57 % der Jugendlichen positiv („sehr gerne“ oder „gerne“), unter den Mädchen sind es sogar 69 %, unter den Buben deutlich weniger, nämlich 43 %. Auch in Österreich sind diese Zahlen über die letzten zehn Jahre recht stabil geblieben.

Mädchen und Frauen lesen mehr

Wie sich oben schon angedeutet hat, gibt es einen anhaltenden Geschlechterunterschied in der jugendlichen Leserschaft: Mädchen lesen mehr. Zurück zur deutschen JIM-Studie: Unter den Mädchen liest 2018 fast jedes zweite (47 %) regelmäßig (d. h. „täglich/mehrmals pro Woche“) Bücher, unter den Buben ist es nur jeder Dritte (34 %). Im Jahr 1998 waren es fast dieselben Zahlen: 47 % der Mädchen und 30 % der Buben. Umgekehrt sind Buben häufiger Nichtleser. Aktuell lesen 20 % der Buben „nie“ Bücher, unter den

Mädchen sind es hingegen nur 11 % (MPFS 2018: 19, MPFS 2013: 12; vgl. Abbildung). Dass dieser Effekt nicht alterstypisch ist, sondern Frauen auch als Erwachsene regelmäßiger lesen und mehr Bücher kaufen als Männer, ist bekannt und wird von Markterhebungen immer wieder bestätigt, und zwar kulturunabhängig. In einer groß angelegten GfK-Umfrage aus dem Jahr 2016 in 17 Ländern in Asien, Amerika, Europa und Australien gaben 32 % der Frauen an „täglich oder fast täglich“ in einem Buch zu lesen, unter den Männern waren es 27 %. In Deutschland war der Unterschied besonders ausgeprägt mit 31 % versus 19 % (GfK 2017: 8, 21). Österreich war in der Stichprobe nicht vertreten.

Abbildung: Jugendliche (12–19 Jahre), die regelmäßig lesen (in %, Deutschland)



Datenquelle: MPFS, JIM-Studien 1998, 2008, 2018; n = jeweils 1.200 Jugendliche (12–19 Jahre), die „täglich/mehrmals pro Woche“ gedruckte Bücher lesen; eigene Darstellung ÖIF

Leseinteresse durch Vorlesen im Elternhaus

Auch das Bildungsmilieu beeinflusst die Affinität zum Lesen, so die JIM-Studie. Es wird nicht überraschen, dass diejenigen, die ein Gymnasium besuchen eher zu den regelmäßigen Buchleser/innen gehören (49 %) als Haupt- oder Realschüler/innen (29 %). Letztere wiederum sind vergleichsweise häufiger Nichtleser/innen (23 % vs. 12 %) (MPFS 2018: 18). Gerade im Bereich Bildung kommt es aber nicht nur auf den selbst eingeschlagenen Bildungsweg an, sondern bereits das Elternhaus spielt im Sinne der „Vererbung“ eine entscheidende Rolle. So haben die Bildungsvoraussetzungen der Eltern einen großen Einfluss auf die Lesekompetenz und Lesemotivation von Schüler/innen, das zeigt die Internationale Grundschul-Lese-Untersuchung (IGLU) (Hußmann u. a. 2017). Dabei muss die „Vererbung“ elterlicher Bildung nicht nur als

starre Konstellation gesehen werden, es gibt durchaus eine aktive Komponente. „Vererbt“ werden kann Lesekompetenz und Spaß am Lesen nämlich durch das elterliche Vorlesen, wie die deutsche Vorlesestudie 2018 zeigt (Stiftung Lesen, Deutsche Bahn Stiftung, Die Zeit). Das Lesenlernen fällt den Kindern umso leichter, je öfter ihnen von ihren Eltern vorgelesen wird. Das zeigt die Kreuzung der Daten zu den Hürden beim Lesenlernen (z. B. „Findest du es eher leicht oder schwer, dir das vorzustellen, was da steht?“) und der elterlichen Vorleseintensität (zwischen „täglich“ und „nie“). Von jenen, denen täglich vorgelesen wird, empfinden nur 26 % der Kinder Hürden beim Lesenlernen, von jenen, denen „nie“ vorgelesen wird, sind es hingegen 73 % (ebd. 2018: 20). Besonders für Buben, die insgesamt häufiger von Problemen beim Lesenlernen berichten als Mädchen, macht das elterliche Vorlesen einen großen Unterschied für den eigenen Leseerfolg, sie profitieren noch mehr als Mädchen (ebd.). Auch ist interessant, dass nicht nur das Lesen selbst leichter gelingt, sondern Schüler/innen mit Vorleseerfahrung lieber zur Schule gehen als andere. Bei aller Bedeutung des elterlichen Vorlesens kann jedoch auch die Schule selbst zum Leseinteresse ihrer Schüler/innen beitragen: Leseecken, Vorlesen durch die Lehrkräfte, Autorenlesungen oder Bücherbasare seien ebenfalls wirksam (ebd.: 29ff.).

Was hat sich geändert?

Zurück zur Ausgangsfrage: Hat sich also in den letzten Jahren trotz der rasant zunehmenden Digitalisierung nichts geändert? Doch, das hat es. In einem journalistischen Beitrag zur „Krise des Lesens“ hat sich Jürgen Kaube (2018) damit auseinandergesetzt, wie sich das Lesen gewandelt hat. Das Ergebnis seiner Recherche: Zwar wird heute nicht weniger gelesen, aber das vermehrte Lesen digitaler Inhalte beeinflusst Lesegewohnheiten und letztlich auch -kompetenzen. Das Vertiefen in eine Story, in ein Buch zum Beispiel, würde dem kurzfristigen Suchen nach Neuigkeiten und Informationen weichen. Im schnellen Wechsel zwischen den verschiedensten Medien findet ein „Power Browsing“ oder „Lesen auf der Pirsch“ statt, wie es die amerikanische Linguistin Naomi S. Baron in ihrem Buch „Words Onscreen“ (2015) nennt. Dazu passt ein Studienergebnis zur Analyse von Recherche-gewohnheiten von Studierenden in den USA: Etwa die Hälfte der von ihnen in Referaten verwendeten Zitate „stammten von der ersten Seite der zitierten Quelle“ (Citation Project, zit. n. Kaube 2018: 17). Man hat gefunden, was man auf der „Pirsch“ gesucht hat und spart sich den Rest der Lektüre.

Nicht geändert hat sich hingegen, dass das Lesen nach wie vor sozial geprägt ist. Man liest vor allem das, was sozial relevant ist, von dem man gehört hat und über das man sprechen kann: im Freundeskreis, im Buchclub oder auf dem Schulhof. So dürfte auch in Zukunft das Lesen kaum an Popularität verlieren. ■

Kontakt

christine.geserick@oif.ac.at

Literatur

- Baron, Naomi S. (2015): Words onscreen. The fate of reading in a digital world. Oxford: Oxford University Press.
- Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) (2017): Frequency of reading books. Global GfK survey. Online verfügbar unter <http://insights.gfk.com>, zuletzt geprüft am 10.04.2019.
- Hußmann, Anke; Wendt, Heike u. a. (Hg.) (2017): ILGU 2016. Lesekompetenzen von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen Vergleich. Münster: Waxmann.
- Kaube, Jürgen (2018): Die Krise des Lesens. In: Frankfurter Allgemeine Woche (42), S. 15–17.
- MPFS (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest) (2018): JIM-Studie 2018. Jugend, Information, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger.
- MPFS (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest) (2013): 15 Jahre JIM-Studie. Jugend, Information, (Multi-)Media. Studienreihe zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. 1998–2013. Stuttgart.
- Pfarrhofer, David (2017): Medienverhalten der Jugendlichen aus dem Blickwinkel der Jugendlichen. (= Themenblock „Lesen 2017“ der 5. Öö. Jugend-Medien-Studie). Online verfügbar unter https://www.edugroup.at/fileadmin/DAM/Innovation/Forschung/Dateien/05_Lesen_2017.pdf, zuletzt geprüft am 11.04.2019.
- Stiftung Lesen; Deutsche Bahn Stiftung; Die Zeit (Hg.) (2018): Vorlesestudie 2018. Bedeutung von Vorlesen und Erzählen für das Lesenlernen. Online verfügbar unter <https://www.stiftunglesen.de/download.php?type=documentpdf&id=2397>, zuletzt geprüft am 11.04.2019.

Zur Autorin

Dr. Christine Geserick ist Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien.



Kinderschutz – Entwicklungen und Perspektiven

Jubiläumstagung anlässlich 30 Jahre die möwe

Wie gelingt es, wenn man täglich mit Kindern und Jugendlichen zu tun hat, die in belastenden familiären Situationen leben oder von Gewalt betroffen sind, zuversichtlich in die Zukunft zu sehen? In dieser Fachtagung wird in Vorträgen, Symposien und Workshops ausgelotet, welche Perspektiven für ein gesundes Aufwachsen nötig sind und welche Entwicklungen es diesbezüglich gibt. Bei der Tagung werden auch Kinder und Jugendliche selbst zum Thema Kinderschutz und Kinderrechte zu Wort kommen und Antworten auf die Frage geben, was sie für ein gesundes und sicheres Leben benötigen.

Termin: 16. und 17. Mai 2019
Ort: Brotfabrik (Absberggasse 27, 1100 Wien)
Information: www.die-moewe.at/tagung – kostenpflichtig, Anmeldung erforderlich



Wandel der Familienstrukturen

Folgen für Erziehung und Bildung

Die deutsche Soziologin Rosemarie Nave-Herz zeigt in „Familie heute“ – anders als es der Titel erwarten lässt – nicht nur aktuelle Momentaufnahmen, sondern zeichnet den Wandel der Familienstrukturen im historischen Kontext nach. Innerfamiliäre Veränderungsprozesse wie beispielsweise der Trend zum Einzelkind, die hohen Scheidungsraten oder die Berufstätigkeit der Frauen werden in kompakter Form dargestellt und die Folgen der veränderten Familiensituationen für Erziehung und Bildung thematisiert. Der Band mit seiner auch für Nichtfachleute gut nachvollziehbaren Art der Darstellung ist 2019 in der siebenten Auflage erschienen.

Publikation: Nave-Herz, Rosemarie (2019): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt: wbg Academic. ISBN 978-3-534-27098-9 (7. Auflage).



Altersbilder und Sorgestrukturen neu denken

3. Dialogforum Mensch und Endlichkeit

Alter(n) und Pflege sind mit negativen und defizitären Bildern verknüpft, denn die Betroffenen entsprechen kaum dem gesellschaftlichen Ideal von Produktivität und Aktivität. Bei der Veranstaltung werden daher die Auswirkungen gesellschaftlicher Alter(n)sbilder auf Sorgestrukturen hinterfragt und Zusammenhänge zwischen Altersbildern, kulturellen Repräsentationen sowie Alters- und Sorge-Diskursen reflektiert. Ziel ist es, die Alter(n)s- und Sorgeforschung neu zu denken, um mit Hilfe eines offenen und interdisziplinären wissenschaftlichen Dialogs, der unabhängig von institutionellen Interessen ist, die Gestaltung eines „guten“ letzten Lebensabschnitts zu ermöglichen.

Termin: 25. bis 27. September 2019
Ort: Schloss Goldegg (Hofmark 1, 5622 Goldegg)
Information: www.netzwerk-lebensende.at/images/Vorschau_Dialogforum_2019.pdf
kostenpflichtig, Anmeldung erforderlich

impresum

Medieninhaber: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien
1010 Wien, Grillparzerstraße 7/9 | www.oifac.at/impresum | **Kontakt:** beziehungsweise@oifac.at
Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal | **Redaktion:** Dr. Isabella Hranek, Mag. Rudolf K. Schipfer, Irmgard Lercher Barton
Fotos und Abbildungen: ÖIF (S. 1, 2, 6) | die möwe, wbg Academic, Netzwerk Lebensende (S. 8)

Gefördert aus Mitteln des Bundeskanzleramtes über die Familie & Beruf Management GmbH sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien.
Grundlegende Richtung des Werks nach § 25 (4) MedienG:
Diese Zeitschrift informiert über Publikationen, Projekte und Aktivitäten des ÖIF sowie über familienrelevante Themen und Studien auf nationaler und internationaler Ebene in unabhängiger, wissenschaftlicher und interdisziplinärer Form.